

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (7 Hlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

Magazin

für die

Man pränumeriert auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staatszeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Strasse Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlthl. Post-Agenten.

Literatur des Auslandes.

N^o 98.

Berlin, Freitag den 16. August

1833.

Frankreich.

Uebersicht der Fortschritte der Statistik.

In der Statistik finden sich zwei Dinge in steter Vermischung, eine Methode und eine Wissenschaft.

Man bedient sich der Statistik als Methode, so oft man etwas berechnet oder mißt, z. B. die Ausdehnung eines Distriktes, die Bevölkerung eines Landes, die Quantität oder den Preis gewisser Lebensmittel u. s. w. Unter diesem Gesichtspunkt bedarf jeder Zweig des menschlichen Wissens der statistischen Methode, die in der That nur eine numerische Methode ist. Dies Mittel wird täglich mehr angewendet, weil man täglich fühlt, daß unsere Vorgänger zu wenig genau waren. Die Geographie basirt sich jetzt auf eine genaue numerische Bestimmung der Lage, des Umfangs und der physischen Natur der Länder. Die Politik erheischt Kenntniß der Anzahl und des Wohlstandes der Bewohner. Die politische Oekonomie nimmt zu ihren Beweisen und Beispielen numerische Thatsachen, die sich auf Handel, Bevölkerung, Preis der Lebensmittel u. s. w. beziehen. Die Medizin kann nicht zu einem allgemeinen Resultat gelangen, wenn sie bei Beobachtung der Individuen stehen bleibt. Diese Beobachtungen müssen zusammengestellt und berechnet werden; man muß nachweisen können, wie viele Kranke durch jede Art von Behandlung gerettet worden; wie oft sich irgend ein Phänomen, das man beschreibt, in irgend einer Krankheit, unter diesem oder jenem äußeren Einfluß, entwickelt hat, u. s. w. Auch in der Naturgeschichte sind die Zahl und geographische Verteilung der Wesen ein statistischer Kalkül. Wie könnten leicht noch mehr Beispiele anführen.

Es giebt aber auch eine statistische Wissenschaft. Sie besteht darin, die Zahlen so zusammenzustellen, zu ordnen und zu berechnen, daß sichere Resultate herauskommen. Dies ist aber eigentlich nur eine Aufgabe der Mathematik. Bald muß man zur Algebra seine Zuflucht nehmen, um, wie Laplace gethan, den Grad des Irrthums aufzufinden, der in einer numerischen Urkunde obwalten kann, bald genügen schon die einfachsten arithmetischen Vorkenntnisse. In jedem Falle muß man bei den aus numerischen Berechnungen zu ziehenden Schlüssen streng logisch verfahren; denn nichts ist leichter, als den Ziffern einen Sinn unterzulegen, den sie nicht haben.

Die Nichtkenntniß oder absichtliche Vernachlässigung der Statistik als Wissenschaft ist Schuld daran, daß so viele Schriftsteller mit der numerischen Methode Mißbrauch treiben, und daß andere Personen sie geringschätzen, weil sie nur die Mißbräuche sehen.

Wenn z. B. ein Journalist oder ein Redner behauptet, daß ein Staat, der doppelt so volkreich ist, als ein anderer, auch doppelt so viele Soldaten stellen könne, so hat er, entweder geflüstert oder aus Unkenntniß, eine Menge Betrachtungen vernachlässigt, die seine Folgerung entkräften können, wie z. B. daß die wehrfähige männliche Bevölkerung zweier Länder fast niemals in gleichem Verhältnis steht, daß bei diesem Verhältnis die mittlere Lebensdauer, die Auswanderungen u. s. w. in Betracht kommen, daß die Schwierigkeit des Transports, die Stärke der Besoldung die Rekrutierungs-Fähigkeit außerordentlich modifiziren. Alles dies beweist, daß der Schluß mehr oder weniger falsch war, und nicht etwa, daß es unnütz ist, die Bevölkerung beider Länder zu kennen und anzuführen. Bald sind die Zahlen ungenau, bald hängen sie von Ursachen ab, die man nicht unter einander vergleichen kann, oder derjenige, der davon Gebrauch macht, argumentirt schlecht. Dies beweist eben so wenig gegen die statistische Methode, als schlechte Thermometer-Beobachtungen gegen den Nutzen des Thermometers.

Die einzige neuere Schrift über die Theorie der Statistik, die wir citiren können, ist die des Mathematikers Herrn Duételet aus Brüssel.^{*)} Sein Zweck ist, darzuthun, daß gewisse allgemeine Fakta in bürgerlichen Gesellschaften, wie z. B. die Verbrechen, welche begangen werden, die Art, wie man ihnen steuert, der Preis gewisser Lebensmittel, die Geburten, Heirathen und Todesfälle u. s. w. alljährlich in einem und demselben Lande mit großer Regelmäßigkeit wiederkehren, dergestalt, daß man sie beinahe im Voraus berechnen könnte. Dies Prinzip hat nichts Überraschendes für Personen, die an Berechnung der Wahrscheinlichkeiten gewohnt sind. Man braucht außerdem nur an die mannigfaltigen Ursachen zu denken, welche

auf die allgemeinen Ergebnisse einwirken, und zu überlegen, daß diese Ursachen von einem Jahre zum anderen nicht plötzlich sich ändern können; besonders aber, daß kleine Variationen in der Wirksamkeit einer dieser Ursachen öfter durch andere in umgekehrtem Sinn ergänzt werden.

Betrachten wir diejenigen Thatsachen, die auf den menschlichen Willen basirt sind. Je größer die Zahl der beobachteten Individuen ist, desto mehr verschwinden die Ergebnisse des individuellen Willens vor dem, was man als das mittlere Ergebnis der verschiedenen Willen und aller Ursachen ansehen kann, die, indem sie einander unterstützen oder gegen einander ankämpfen, Wirkungen von jeder Art hervorbringen müssen.

Da, wo es keine veränderlichen Ursachen giebt, sind die erzeugten Wirkungen beständig dieselben, und je mehr die Ursachen dem Wechsel unterworfen sind, desto ausgedehnter sind die Grenzen, innerhalb welcher die Wirkungen wecheln. Der Verf. sucht einige dieser Grenzen zu bestimmen, indem er seine Beispiele vornehmlich aus der Zahl der Verurtheilten, in Frankreich und in Belgien, wählt, mit Rücksicht auf die Natur des Vergehens und die Kategorie der Angeklagten.

So betrug in den sechs Jahren von 1826—30 die mittlere Zahl der von den Assisenhöfen Verurtheilten 0,614; allein diese Zahl hat von einem Jahre zum anderen gewechselt. Das Maximum war 0,633 und das Minimum 0,593, was eine Differenz 0,021 über und unter der Mittelzahl giebt. So ist $\frac{21}{100}$ oder 0,21 das wahre Maß für die Wichtigkeit dieser Abweichungen in beiden Beziehungen. Indem er die nämliche Art von Berechnung auf andere mittlere Ergebnisse anwendet, findet der Autor, daß die Verurtheilungen wegen Verbrechen gegen das Eigenthum gleichförmigere Verhältnisse hatten, als die wegen Verbrechen, die an Personen verübt wurden, und daß in der Bevölkerung Frankreichs die Zahl der Heirathen von dem mittleren Ergebnis mehr divergire, als die der Todesfälle, die der Todesfälle aber mehr, als die der Geburten. In Beziehung auf Belgien macht er ähnliche Berechnungen über die Kriminalität, über den Wechsel der Bevölkerung, über öffentliche Einnahmen und Ausgaben und über den Preis des Getreides.

Man begreift, daß der Maßstab dieser Abweichungen sehr nützlich ist, wenn man den Grad des Vertrauens, das den jährlichen mittleren Ergebnissen zu schenken ist, würdigen, besonders aber, wenn man den Einfluß der möglichen Ereignisse genau unterscheiden will. Wenn z. B. ein Kriminal-Gesetz abgeändert wird, so erbält man durch eine veränderte Variation in der Unterdrückung der Verbrechen den wahren Maßstab seines Einflusses. Man kann eben so die Wirkung eines Zoll-Tarifs auf den Preis eines Lebensmittels, die einer Epidemie auf die jährliche Sterblichkeit u. s. w. berechnen.

Durch Vergleichung der Epochen des Maximum und des Minimum der Abweichungen gelangt man auch zu interessanten Resultaten. So fällt das Minimum der Kriminal-Verurtheilungen, in Belgien und in Frankreich, in das Jahr 1830.

Indem wir uns diese Kalkül des Herrn Duételet ansehen, werden wir immer mehr von einer Wahrheit überzeugt, daß nämlich in allen Dingen, auf welche der menschliche Wille Einfluß hat, die Abweichungen um so schwächer sind, als das Land civilisirt ist, daß also die Größe der Abweichungen zu Beurtheilung der wahren Civilisation eines Landes ein Mittel an die Hand giebt. Hier einige Beispiele.

Die Gleichförmigkeit in dem mittleren Preise der Lebensmittel setzt einen Stand der Dinge voraus, der in dem Grade vervollkommen ist, daß der Ertrag des Bodens von einem Jahre zum anderen ziemlich gleich bleibt. In einem wohl verwalteten Pachtgute ist dafür gesorgt, daß der Ueberfluß eines Produkts das Fehlende an einem anderen ergänze. Zur Gleichförmigkeit der Preise ist auch nothwendig, daß die Transport-Mittel erleichtert seyen, und daß die Landbauer oder Spekulanten Vermögen, Freiheit und Sicherheit genug haben, um Vorräthe anlegen zu können, wenn die Preise niedrig sind, damit sie abgesetzt werden, wenn Theuerung entsteht. Die Gleichförmigkeit in der Lage der Besoldungen setzt eine gewisse Stabilität in den kaufmännischen Unternehmungen, wenige Bankrotte und wenige abenteuerliche Speculationen voraus. Auch wird vorausgesetzt, daß die Prinzipale und Gehälfen Vorsicht genug anwenden, um im Falle einer Stockung des Gewinns oder einer Theuerung der Lebensmittel Hülfquellen bereit zu haben. Die Gleichförmigkeit der Zahl der Todesfälle beweist, daß keine Veranlassung zu unvorhergesehenem Elend, noch jene verheerenden Seuchen vorhanden

^{*)} Sur la possibilité de mesurer l'influence des causes qui modifient les éléments sociaux. Brüssel 1832. Eine Broschüre.

waren, denen die öffentliche und Privat-Ausübung der Heilkunde steuern soll. Die Gleichförmigkeit der Heirathen und der Geburten knüpft sich an die der Todesfälle. Die Regelmäßigkeit in Unterdrückung der Verbrechen ist ein Beweis guter Handhabung der Gerechtigkeit, so wie die Regelmäßigkeit der Absonder-Einkünfte eine gute Verwaltung beurkundet.

Die Statistik kann also über die relative Civilisation der Völker genaue Rechenschaft geben. Ehe aber die Wissenschaft berechnen kann, bedarf es zahlreicher spezieller Arbeiten in jedem Lande und in jedem Zweige. Es ist vor Allem erforderlich, daß die Regierungen, durchdrungen von der Wichtigkeit dieser Untersuchungen, dieselben erleichtern, für genaue Verzeichnisse und gute Untersuchungs-Mittel sorgen und die Leitung unparteiischen Personen anvertrauen. Zwei Länder sind in dieser Beziehung vor anderen ausgezeichnet: Preußen und Frankreich; aber auch in anderen Staaten findet man einen sehr löblichen Eifer, der nur durch gewisse Formen der Verwaltung gehemmt wird. In England z. B. sind viele Data gar nicht zu erlangen, wegen der Trennung in drei Reiche und das Land Wales, die noch unter mehreren Gesichtspunkten besteht, und besonders wegen der fehlenden Centralisation und Gleichförmigkeit. Die Gemeinden haben keine Maire's, einige bedeutende Städte ausgenommen; die Grasschaften haben keine den Präfekten analoge Chefs. Daraus resultirt, daß jede statistische Untersuchung ein Geschäft erfordert, welches nicht bloß beschließt, was zu thun, sondern auch wie es zu thun sey. Die Untersuchungen der Kammern können allerdings über gewisse Punkte Licht verschaffen; allein sie geben nur unvollständige statistische Dokumente, wie sie Privatleute liefern können, und die außerdem in einer Menge Fragen zerstreut sind. Auch befinden sich die Register des Civilstandes noch in den Händen des Clerus, der vielen Dissidenten ungeachtet. Alle diese Umstände sind den statistischen Arbeiten sehr ungünstig. Die nämlichen Hindernisse zeigen sich noch stärker in Conföderationen, wie in der Schweiz und den Vereinigten Staaten. Indessen können statistische Fakta nur durch Regierungen ermittelt werden. Privatpersonen müssen sich gewöhnlich damit begnügen, sie zu kommentiren, zu vergleichen, zu vereinigen oder verschiedentlich abzutheilen.

Es giebt zwei Arten von Werken über Statistik. Die Einen sind mehr oder weniger vollständige Statistiken eines Landes, d. h. ein Inbegriff aller genauen und numerischen Thatsachen aus allen Zweigen des menschlichen Wissens, in Beziehung auf ein einzelnes Land. Werke von anderer Art geben die Statistik eines einzelnen Gegenstandes, in einem oder mehreren Ländern. Dergleichen sind die Statistiken der Kriminalität in Frankreich, die Tabellen der Einfuhr oder Ausfuhr, die Dokumente über den öffentlichen Unter-

richt u. s. f. Allgemeine gut abgefaßte Statistiken liegen außer dem Bereiche einzelner Individuen. Sie erfordern eine unendliche Mannigfaltigkeit von Kenntnissen, die kein Mensch besitzen kann, und praktische Mittel, die nur den Regierungen zu Gebote stehen. Auch sind vollkommene Arbeiten dieser Art nur von ausgezeichneten Staatsmännern ausgegangen, die Macht und Talent genug besaßen, um die Nachforschungen anzubefehlen und durch verschiedene Personen gleichförmig ausführen zu lassen. Man kennt die schönen Statistiken einiger Französischen Departements, die unter der Kaiserherrschaft durch die Präfekten veranlaßt wurden. Der Impuls dieser Epoche hat so viel gewirkt, daß noch in den letzteren Jahren einige merkwürdige Schriften dieser Art erschienen sind. Dahin gehören zunächst die Recherches statistiques sur le département de la Seine, von denen der ehemalige Präfekt, Herr von Chabrol, bis jetzt vier Bände publizirt hat. Dieses Werk ist von zu evidentem Nutzen, als daß es sich keine Fortsetzung versprechen dürfte, so oft die Verwaltung von Paris einen hinreichenden Grad von Stabilität hat. Wie der Titel verkündet, handelt es sich nicht von einer ausführlichen und abgetheilten Statistik, sondern von einer bedeutenden Anzahl statistischer Tabellen über verschiedene Gegenstände, besonders über Verwaltung, Fortgang der Bevölkerung, Consumption und Handel der großen Hauptstadt. Vielleicht ist bei einer offiziellen Statistik, die verschiedene Präfekte fortsetzen sollen, diese tabellarische Form den mit Reflexionen untermischten Zahl-Angaben vorzuziehen.

Ein anderer ausgezeichnete Administrator, der einzige Franzose, der die Ehre gehabt hat, in Rom Präfekt zu seyn, Herr Graf v. Tournon, publizirte 1831 unter dem Titel: Etudes statistiques sur Rome et la partie occidentale des Etats Romains, die Resultate der interessantesten Nachforschungen, die während der Kaiserherrschaft unter seiner Leitung geschahen. Es ist gewissermaßen eine Rechenschaft über die vier Jahre, in deren Verlaufe Rom, die ewige Stadt, bis zum bloßen Hauptort eines Departements erniedrigt war. Aus dieser Eroberung erwuchs eine unberechenbare moralische Verantwortlichkeit. Diese Stadt, deren bloßer Name in Glanz gehüllt ist, konnte nicht wie eine andere beherrscht werden. Gedemüthigt durch den Verlust ihrer Unabhängigkeit, machte sie wenigstens auf etwas materielle Wohlfahrt Anspruch. Diese schwere Aufgabe zu lösen, war Niemand fähiger als Herr von Tournon; Niemand konnte die Wichtigkeit seines Berufes besser fühlen. Sein Buch bezeugt dies. Man staunt, daß vier Jahre hingereicht haben, so viele Materialien zu sammeln, so weitreichende Pläne zu entwerfen und sie mit so großem Erfolge ins Werk zu setzen. Als Statistiker könnten den Verf. wohl einige Vorwürfe treffen. So ist die Eintheilung nicht immer streng logisch; man würde z. B. in dem ersten Buche, welches den Titel Topographie führt, nicht dasjenige suchen, was sich auf die Bevölkerung bezieht. Man möchte zuweilen lieber sehen, daß die Zahlen, statt im Texte zerstreut zu seyn, unter Tabellen gebracht wären. Diese unbedeutenden Fehler und einige Auslassungen, an denen wahrscheinlich der Verf. nicht schuld ist, dürfen aber das Verdienst des treffli-

chen Wertes in unseren Augen nicht schmälern. Es ist eine Sammlung sehr schätzbaren Data, und man kann das Buch allen denjenigen empfehlen, die sich der administrativen Laufbahn widmen.

Nicht so günstig können wir von einem Werke über die Statistik von Kanada urtheilen. Es ist eine Compilation, deren Verf. in Paris selbst Fakta gesammelt haben will, die ihm durch Einwohner von Kanada mitgetheilt worden, oder die er aus Englischen Werken und den alten Archiven der Regierung von Versailles geschöpft hat. Er citirt fast niemals seine Autoritäten, und da er selbst weder obrigkeitliche Person, noch auch nur Bewohner des beschriebenen Landes ist, so weiß man nicht, welchen Grad von Vertrauen jede seiner Aussagen verdient. Man findet außerdem in seinem Buche einen polemischen Geist, und möchte den Autor gern für den Herausgeber irgend einer Zeitschrift erklären. Er macht sich aus eigener Autorität zum Repräsentanten der Kanadier, oder irgend einer politischen Partei in der Kolonie, und schreibt der Mutterstadt, wie auch den Stände-Versammlungen, die Prinzipien vor, denen sie folgen sollen. Die Zahlen, die man in einer statistischen Darstellung von dem Uebrigen gesondert sehen möchte, sind in dem Texte gleichsam verloren, um jeder Behauptung des Verf. als Stütze zu dienen. Der Stil ist außerdem bizarr, und die schroffsten Uebergänge setzen den Leser jeden Augenblick in Erstaunen.

Diese sind, unseres Wissens, die einzigen Werke, die seit einigen Jahren als mehr oder weniger vollständige Statistiken erschienen. Es giebt noch weit mehrere über spezielle Punkte. Wir werden einige derselben auszeichnend erwähnen.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

- Manuel du prolétaire. (Taschenbuch des Armen.) Von Achille Roche.
- Histoire de toutes les villes de France. (Geschichte aller Städte Frankreichs.) Von J. F. Daniolo. Champagne. Geschichte des Belgischen Galliens und der Hauptstadt Rheims. Mit einer Lithographie. Pr. 3 Fr. 50 Cent.
- Histoire parlementaire de la France. (Parlamentarische Geschichte Frankreichs.) Von A. Laya und Alexander Mesnier. 6 Bde. in 4. Der Band wird in 26 Lieferungen ausgegeben, wovon an jedem Sonnabend eine erscheint. Preis eines aus 26 Lieferungen bestehenden Bandes 30 Fr.

O s t i n d i e n.

Das Reisen in Ostindien.

Sehr viele Personen, die nach Indien gehen, um in den verschiedenen Handelszweigen ihr Glück zu suchen, oder die als Räthe und Anwälte an den hohen Tribunalen fungiren, oder permanente Aemter in Kalkutta, Madras oder Bombay haben, bringen ihr ganzes Leben in den Ländereien der Compagnie zu, ohne weiter vorzudringen, als die Präsidentschaft sich erstreckt, bei der sie angestellt sind. Anders ist es mit den Civil- und Militär-Beamten; eine unstättere und ambulante Menschenklasse ist nicht denkbar. Zwingt sie nicht ein Befehl des Gouvernements, ihren Aufenthalt zu ändern, so unternehmen sie um ihrer Gesundheit, oder um dringender Privat-Geschäfte willen häufige Reisen, und mit Ausnahme einiger weniger abgehärteter Individuen, die in dem Boden, wohin sie in früher Jugend verpflanzt worden, Wurzel zu schlagen scheinen, zeigt die ganze Englisch-Indische Volksmasse einen Hang zum Herumschwärmen.

Die drei Arten zu reisen sind: mit dem Däk (der Post), zu Fuße, und zu Wasser in einem langen Boote oder Budgerow. Die kalte Jahreszeit ist die einzige Periode des Jahres, in der eine Reise ohne großes Ungemach unternommen werden kann. Während der periodischen Regenzeit wandert sich's am besten, weil die Flüsse bei trockenem Wetter sehr niedrig stehen. Bei einer Däk-Reise muß sich der Reisende an den Postmeister des Orts wenden, wo er sich aufhält, damit er an dieser oder jener Station frische Träger bekommt. Eben so werden die Zeiten des Ausbruchs und die Däk-Orte bestimmt. Der Reisende muß sein besonderes Palantin, seine besonderen Schachteln, Seile und Bambusstangen haben. Wird es wohl, in unseren aufgeregten Zeiten, noch nothwendig seyn, ein Palantin zu beschreiben? Es hieße den Leser beleidigen, wenn man voraussetzte, er sey mit Form und Material der Fuhrwerke in Lappland, Grönland, Kamtschatka oder Tombuku unbekannt; allein er begnügt sich mit sehr oberflächlicher Kenntniß der Ostindischen, die sich seiner Phantasie gewöhnlich als Minarets aus Gold und Perlen, oder in allen den bunten Farben präsentiren, die Aladdin's juwelenbesetzter Garten zurückstrahlt. Ein vom Orient begeisteter Dichter hat einen Indischen Fürsten mit seiner Tochter in ihrem prachtvollen Palantin reisen lassen, einem Fuhrwerk, in dem, auch wenn es recht geräumig ist, kaum eine Person Platz genug findet. Eine längliche Kiste mag den besten Begriff davon geben. Die Wände bestehen aus doppeltem Kanevas, sind an der Außen-seite bemalt und überfirnißt und von Innen mit Tschin oder Seide gefüttert. An beiden Seiten befinden sich Fallthüren, die, wenn sie geöffnet werden, in den Kanevas-Wänden verschwinden. Die Decke ragt rings herum etwa einen Zoll weit über den Sitz hinaus und ist manchmal doppelt, um die Sonnengluth abzuwehren. An der Vorderseite befinden sich zwei kleine Fenster mit Blenden und unter denselben ein Simms und eine niedrige Schublade. Der Boden besteht aus gespaltenem und geslochtenem Rohr, mit einer Matraße, einem Polster und Kissen, deren Ueberzug von Leder oder Tschin ist. Einige haben auch eine bewegliche Rücklehne, für den Fall, daß der Reisende lieber aufrecht sitzen als der Länge lang sich aus-

strecken möchte. Die Tragstangen sind etwas gekrümmt, und jede ist lang genug, um auf den Schultern zweier Männer zu ruhen, die an beiden Seiten gehen und während des Marsches mit den Schultern wechseln. Könnte das Palantkin so gebaut werden, daß es auf Springsfedern sich wiegte, so würde kein Fuhrwerk angenehmer und bequemer seyn; allein die mechanischen Künste haben in Indien geringe Fortschritte gemacht.

Die Vorkehrungen zu einer solchen Reise sind einfach. Das nothwendige Gerath wird in Petarrah's oder Banghi's gepackt, welches bald viereckige zinnerne Büchsen mit kegelförmigem Aufsatz, bald runde, zugedeckte, mit bemaltem Kanevas übernähte Körbe sind. Diese hängen an beiden Enden eines Bambusrohrs, das quer auf der Schulter eines Mannes liegt. Auf den vorerwähnten Simms kann ein Pult gestellt und anderes kleines Gepäck in dem Palantkin untergebracht werden, das mit Zwieback, Wein oder Branntwein und einem langhaltigen in ein nasses Tuch eingeschlagenen Wassertrüge verproviantirt zu seyn pflegt. Acht Mann wechseln, je vier und vier, im Tragen des Palantkin. Des Nachts kommen zwei Fackelträger hinzu. Diese Leute sind alle Hindu's, und zwar von einer der ärmsten, obwohl nicht der niedrigsten Klassen. Ist der Weg gut, so legen sie in einer Stunde wohl viertel bis vier (Engl.) Meilen zurück.

Die Stationen sind von zehn bis vierzehn Meilen, und oft werden die Träger mitten in einer weiten Ebene abgelöst. Die Relais-Träger zünden ein Feuer an, setzen sich um dasselbe und erwarten so rauchend oder schlafend das Palantkin. Auf der großen Landstraße von Kalkutta nach Cononpore befinden sich am Ende jeder Station öffentliche Bungalows, absichtlich zur Bequemlichkeit der Reisenden erbaut; aber auf anderen Straßen müssen sie von der Gastfreundschaft einzelner Individuen abhängen. Es läßt sich immer vorausbestimmen, wann und wo es räthlich sey, zu rasten; doch weiß man einen Dak-Wanderer niemals zurück, und er braucht nur an die Thüre zu klopfen und um Obdach zu bitten. In der heißen Jahreszeit wagen diejenigen Personen, die der Schwüle des Tages Trost bieten, ihr Leben; sie sollten immer dafür Sorge tragen, daß sie um die Mittagszeit unter Obdach sind. Nicht Wenige, die diese Vorsichtsmaßregel unbeachtet gelassen, hat man in ihren Palantkins todt gefunden, und Andere sind mit gefährlichen Fiebern davon gekommen. Bei kaltem Wetter wandert es sich besser des Tages, weil die Nächte sehr rauh sind. Da die Fellschürzen vor Sonnen-Untergang nur theilweise geöffnet werden können, so läßt sich aus einem Palantkin von der Gegend nur sehr wenig schauen. Das Auge findet jedoch immer Ergözung, und besonders in Bengalen gewahren die Sprünge der Affen in den Zweigen und die Feuerfliegen, die ihr smaragdnes Licht über ganze Haine ausgießen, dem, der dafür empfänglich ist, viel Belustigung.

Eine Dak-Reise ist die einzige Art, rasch vom Fleck zu kommen, die man in Indien erdacht hat, und doch geht sie, im Vergleich mit Europäischen Postfahrten, langsam genug von Station zu Station. Auch ist sie, wenn das Ziel der Reise weit liegt, sehr kostspielig, da der Postmeister einen Schilling für die Meile erhält. Eben so muß ein Pfand eingesetzt werden, das der Reisende einbüßt, wenn er die Träger an Orten aufhält, die auf der Route nicht spezifizirt sind. Der Dak-Reisende hat die Unbequemlichkeit, daß er des Beistandes seiner eigenen Bedienten entbehrt, die ihm noch viel langsamer folgen müssen. Auf dem Wege selbst wird ihm dieser Mangel nicht fühlbar, da die Palantkin-Träger sehr dienstfertig sind. Sogar Leute, die gar kein Hindustani verstehen, können getrost eine lange Reise unternehmen; denn ihre Indischen Begleiter werden auf alle Weise bedacht seyn, ihren Befehlen Folge zu leisten. Eine Dame, die nicht zehn Worte von der Sprache verstand, erhielt ein sehr gutes Frühstück, weil sie nur auf ihre Theekanne gedeutet hatte, um den Wunsch auszudrücken, daß man den Thee aufwärmen möchte. Ihre Träger zündeten ein Feuer an, wärmten den Thee in einem irdenen Töpfchen und reichten ihr einen Becher voll Ziegenmilch. Der zum Frühstück erkorene Plak gab einen Beweis von dem guten Geschmack dieser Leute. Sie stellten das Palantkin unter Bäumen nieder, die eine sanfte Anhöhe krönten. Einige Muselmännische Gräber lagen zerstreut umher, und in gewisser Entfernung ein Brunnen, an dem sich Gruppen weiblicher Gestalten, mit dem anmuthigen Gerausch auf ihren Häuptern, hin und her bewegten.

Die angenehmste Reisezeit ist die, welche gleich nach dem periodischen Regen folgt, wenn die Erde noch feucht und frei von Staub ist. Alsdann ist die Tageswärme nicht zu drückend und die Nacht kühl ohne Frost. Leider kann man aber diesen Genuß nicht lange haben; nach Verlauf eines Monats werden Staub und Kälte unangenehm, der Wind pfeift durch das Palantkin, und zur Nachtzeit sind Decken nothwendig, um vor der frostigen Luft zu schützen. Während der Regenzeit giebt es viele Beschwerden und selbst einige Gefahren; wird aber das Palantkin trocken gehalten, so trifft das Ungemach nur die Träger, und das getragene Individuum sieht die reizendsten Gegenden. Ein bewölktter Himmel kann nur von denen recht geschätzt werden, die fast bis zur Erblindung im Sonnenschein gelebt haben. Jeder Fleck Erde ist dann von dem herrlichsten Grün überzogen, und rankende Pflanzen von üppigem Wuchse, mit Myriaden schimmernder Tropfen übersät, schlingen sich um die Bäume. Die schönen kleinen Moscheen und Pagoden, welche in allen Gegenden Indiens die Landschaft zieren, erheben sich wie Diamanten über den weichen grünen Rasen, der sie umgiebt, und der Reisende, der in einer weniger günstigen Jahreszeit eine dürre Sandstrecke passiert hat, würde das Land ohne diese prächtigen Marksteine schwerlich wieder erkennen, so zeigt es sich verändert. Die überschwemmten Gefilde sind äußerst malerisch; alle Niederungen stehen unter Wasser,

und die Träger müssen manchmal bis an die Kniee, ja bis an die Hüften im Wasser waten. Bei gefährlichen Pässen sind sie genöthigt, das Palantkin über ihre Köpfe zu heben, und es erfordert große Behutsamkeit, wenn man die lebendige Last vor dem Untertauchen sichern will. Ein einziger Fehltritt oder ein unvorhergesehenes Loch können eine schlimme Katastrophe herbeiführen. So etwas ereignet sich jedoch selten; wo die Fluhen tief sind, gehen die Fackelträger voran, und die Palantkinträger folgen in der angewiesenen Richtung, während die vier ledig Gehenden ihren Kameraden die Hand reichen. Dies geschieht auch, wenn die Wege schlüpfrig sind, und das Palantkin, buchstäblich wie eine Dame geführt, würde einer Person, die mit der Nothwendigkeit dieses Verfahrens nicht bekannt ist, einen sehr lächerlichen Anblick gewähren. Viel weniger Lust zum Lachen fühlt der Getragene; denn es ist ein verdrießliches Ding, die Möglichkeit des Einsinkens zu berechnen, während man durch einen scheinbar unendlichen Wasserspiegel langsam getragen wird und das Wasser nur einen halben Zoll vom Boden des Palantkins entfernt ist, so daß ein kleiner Gegenstand des Anstoßes unfehlbar die Maschine umwickeln ließe. Die Folge davon würde, außer durchnässten Kleidern, ein starker Fieber-Anfall seyn.

Während der Regenzeit ist das Land von Nullah's durchschnitten; jeder Hohlweg wird alsdann das Bette eines reisenden Stroms, der gewöhnlich nur mit Bötten zu passiren ist. An den vornehmsten Stellen zur Ueberfahrt befinden sich Fähren, und gewöhnlich sieht man eine Gruppe von Eingebornen am Ufer versammelt. Die Zeit scheint den Hindu's nicht eben kostbar zu seyn; sie warten wohl Tage lang an einer wenig besuchten Furt, um in irgend einem Boote, das ein wohlhabender Wanderer gemiethet, freie Ueberfahrt zu erlangen, ehe sie das wenige Geld bezahlen, das der Transport kostet. Sobald das Palantkin im Boote untergebracht ist, schiffet sich der Hause mit ein, und ist der Eigentümer so voreilig, seinen Lohn zu verlangen, so fragen ihn die Eingedrungenen mit großem Unwillen, ob er mit dem großen Geschenk, das er eben erhalten, nicht zufrieden sey? Nachdem ihn dieser Herr so freigebig bedacht, seyen sie ihm nichts schuldig, und das Boot gehöre dem fremden Herrn, dem sie allein ihren Dank abzustatten hätten. Dieser Grund scheint gültig zu seyn; wenigstens bestimmt er den Schiffer, nichts zu nehmen.

Der Wechsel, den die Annäherung der Nacht hervorbringt, ist einem Dak-Wanderer besonders auffallend. Viele Stunden haben Staub und blendendes Licht seine Augen ermüdet, und er begrüßt freudig die ersten Schatten, welche die niedergehende Sonne wirft. Eine Indische Nacht ist prächtig; sie hat gewöhnlich so viel Licht, daß man die Gegenstände selbst aus bedeutender Entfernung erkennt. Der Himmel stümmert von Sternen, und das Mondlicht ergießt sich in Strömen. In dem mitternächtlichen Strahl verliert sich das einfachste und anspruchsloseste Gebäude. Der majestätische Elefant gewährt nie einen so hehren Anblick, wie zur Nachtzeit, und stehen ihrer drei oder vier in einem Vivouac bei einander, so nehmen sie sich wie große Massen von schwarzem Marmor aus. Ein Brunnen, eine Kasila mit ihren schlafenden Kindern, welche die müden Glieder neben ihren Lasten ausstrecken; ein Kameel, das plötzlich aus dem Schatten hervorkommt und dann wieder im Dunkel verschwindet: alles dies füllt die Seele mit freundlichen Bildern. Das Tageslicht zerstört den Zauber; der zu mächtige Sonnenschein hüllt die Ferne in einen blendenden Schleier, und dem Reisenden bleibt nichts Anderes übrig, als die Thüren des Palantkins zu verschließen und Hitze und Staub in Geduld zu ertragen. Während der heißen Winde sind beide am Tage sehr furchtbar, und nichts als die dringendste Nothdurft sollte den Europäer verleiten, dieser schwülen Atmosphäre sich auszulieken.

In einigen der waldbewachsenen Distrikte kann der Reisende durch die unwillkommene Erscheinung eines Tigers überrascht werden. In einem solchen Falle ergreifen die Träger des Palantkins gewöhnlich die Flucht und überlassen es dem Passagier, nach besten Kräften dem Ungeheuer die Spitze zu bieten. Dies Betragen erregt mehr Erbitterung, als es verdient; denn gewiß sind die Träger einem plötzlichen Sprunge des Tigers weit mehr ausgesetzt, als die Person im Palantkin, und können sich auch nicht so gut vertheidigen. Wenn eine so unangenehme Störung der Reise zu erwarten steht, ist der Reisende gewöhnlich auf seiner Hut. In der Nähe eines gefährlichen PASSES pflegen die Herren auszustiegen, ihre Pistolen zu ergreifen und jedem mit dem Tode zu bedrohen, der einen Versuch machen sollte, seinen Posten zu verlassen. Man hat viele Beispiele von dringender Gefahr bei unvorhersehener Begegnung mit Tigern. Ein Herr, der bei geöffneten Thüren in seinem Palantkin saß, erblickte bei hellem Tage eines dieser Ungeheuer, das seiner Länge lang unter einem Baume unfern der Heerstraße lag; zum Glück ward es von den Trägern nicht bemerkt, die ruhig ihres Weges gingen, und der Tiger, welcher entweder schlief oder zu wohl genährt war, als daß er noch ein Geräusch gewünscht hätte, erlaubte dem ganzen Zuge, ungekränkt vorbeizuziehen. Zu einer anderen Zeit, als die Träger das Palantkin ohne Umstände niedergesetzt hatten und gesessen waren, ging der Tiger gerade darauf los, betrachtete es nach Muth und schritt majestätisch weiter. Auf den gewöhnlichen Straßen ist wenig oder gar keine Gefahr zu befürchten, aber in den wilden Waldungen von Rohilkund und den Gebirgspässen von Radschmahal kann eine solche Bewegung sehr leicht stattfinden. In einigen dieser Distrikte werden die Träger der Brief-Pakete sehr oft den Tigern zur Beute. Gewöhnlich haben diese Leute Fackelträger und andere Personen bei sich, die mit langen Trompeten einen widrigen Lärm machen; allein solche Vorkehrungen sind nicht immer von gutem Erfolg, und noch vor wenigen Jahren wurde an einem bekannten Passe in jeder Nacht wenigstens ein Mann weggeschleppt. In anderen

Ländern würden solche Katastrophen vielleicht das ganze Postwesen ruiniert haben; allein unter Prädestinirten und Talisman-Gläubigen schreckt Niemanden das Schicksal seines Nächsten zurück. Immer findet man Leute, die das Brief-Paket aufheben, welches ihr Vorgänger fallen ließ, als ihn die todbringende Tabe des Tigers packte.

Zuweilen, wenn mehrere Personen im Lande ab- und zureisen, begegnen sich zwei Palantins auf dem Wege. Bei solcher Gelegenheit sollte man denken, daß einsam reisende Europäer, auch wenn sie vorher nicht mit einander bekannt waren, freundliche Grüße austauschen müßten, besonders wenn sie einige Minuten an derselben Stelle aufgehalten werden. Aber selbst in den ödesten Distrikten wird die Englische Zurückhaltung streng beobachtet. Zwei Palantins mögen auf einer wüsten Ebene niedergesetzt werden, und zwar das eine nur ein paar Ellen weit vom anderen; dessenungeachtet werden die Insassen sich abgeschlossen halten und niemals fragen, ob sie einander einigen Beistand leisten können, oder sich gegenseitig von ihren Erfrischungen anbieten u. s. w. Selten erkundigt man sich auch nur nach dem Namen der Person, mit der man in so nahe Berührung gekommen ist. Brüder, die lange getrennt sind, können Gelegenheit finden, sich eine Stunde zu unterhalten; allein ihr zu starres Festhalten an dem ungeselligen Hochmuth, welcher das charakteristische Merkmal eines Engländer's ist, verhindert sie daran. Mancher scheut sich, dem Anderen zuvorzukommen, weil er grob abgewiesen zu werden befürchtet; Andere, ganz voll von dem Hochgefühl ihrer eigenen Würde, betrachten jede Intrusion als eine Beleidigung. Es wäre sehr wünschenswert, daß man die steife Etikette durch allgemeine Uebereinkunft wenigstens aus den Wäldern Indiens verbannte, wo so mancher Fremdling, der die Seinigen besuchen will, ganz einsam die bedeutendsten Tagereisen zurücklegen muß und Fatalitäten von mancherlei Art ausgeht ist. Damen haben in der Regel weniger von dieser lieblosen Zurückhaltung; allein ihr Partgefühl hindert sie an einer Zuverlässigkeit, die ihnen übel gedeutet werden könnte. So oft sie jedoch Individuen ihres Geschlechts begegnen, beweisen sie denselben gern kleine Gefälligkeiten, die so wenig kosten und dem, welcher sie empfängt, so wohl thun. (Asiatic Journal.)

Mannigfaltiges.

— National-Charakter der Franzosen und der Engländer. Beide Völker sind im höchsten Grade eitel auf ihre Nationalität. Dies ist ihre Nehmlichkeit; aber in der Art, diese Eitelkeit kund zu geben, tritt ihre entschiedene Unähnlichkeit hervor. Die Eitelkeit des Franzosen besteht darin, einem so großen Vaterlande anzugehören, die Eitelkeit des Engländer's, zu denken, daß dies große Vaterland ihm gehört. Die Duell-unsereer Denkart, wie unsrerer Gesehe, ist die Leidenschaft des Besitzes. Dies ist meine Frau, die du nicht beleidigen, mein Haus, in das du nicht eintreten, mein Land, das du nicht schmähst, und, durch eine Art übersinnlicher Besißnahme, mein Gott, den du nicht entheiligen darfst.

(Bulwer, England and the English.)

— Die Frauen in England. Die Rolle, welche die Frauen in der Englischen Gesellschaft spielen — sagt der Baron d'Haussez in seinen Fragmenten über Großbritannien — ist unbedeutender, als ihnen selbst vielleicht fühlbar gemacht wird. Die Art und Weise ihrer Erziehung scheint sie anfänglich zu einem ganz anderen Beruf vorzubilden, als ihnen bestimmt ist; aber die Nationalität legt ihnen ein Joch auf, und man sieht die ausgezeichnetsten Charaktere sich gewissermaßen vor derselben herabstürzen und fene in die Augen fallende Uniformität annehmen, welche das Aeußere des Englischen Volkes so entchieden bezeichnet. Die größere Freiheit, welche die jungen Engländerinnen in der Zwischenzeit von der Vollendung ihrer Erziehung bis zu ihrer Verheirathung genießen, scheint auch gleichsam nur eine eifrige Vorbereitung für die ernste Zukunft dieses letzteren Berufes zu seyn. Man sieht sie in Begleitung eines Domestiken Wistens machen, die Kaufmannsgewölbe durchwandeln, vor den Läden still halten, mit Bekannten, die ihnen auf der Straße begegnen, plaudern oder auch ein Pferd besteigen und spazieren reiten, u. dgl. Dann unterhalten sie sich auch wohl durch Briefwechsel, ohne daß sie die mindeste Rechenschaft davon zu geben hätten; sie erscheinen selbst auf Bällen, ohne ihre Mütter, und vielleicht nur unter der Führung einer Freundin, welche sie abholt und zurückbegleitet, sich sonst aber wenig um sie bekümmert. Ganz anders gestaltet sich ihre Lebensweise, sobald sie das Band der Ehe knüpfen. In den kleinsten ihrer Schritte dem Willen des Mannes unterworfen, entsagen sie dann, um ihm zu gefallen, fast aller lebhaftesten Vergnügungen des jugendlichen Alters, besonders dem Tanz, den die meisten Englischen Eheleute zu verbieten pflegen. Man sieht sie auch seltener ausreiten, und nur, wenn der Mann sie begleitet. Sie haben, ohne an der Leitung des Haushalts wirklich Theil zu nehmen, nur das traurige Vorrecht, bei der Tafel und in ihren Salons die Honneurs zu machen, und so bleibt ihnen fast nur noch der Genuß der Eigenliebe, den die Sitte ihnen offen gelassen hat. Ein gewisses Vorgefühl dieser Entbehrungen, welche ihrer in der Ehe barren, macht auch die Engländerinnen deshalb wenig eilig, dies Band zu knüpfen, und sie verheirathen sich selten vor dem zwei- und zwanzigsten bis vierundzwanzigsten Jahre. — Die Engländerinnen lassen sich eine gewisse Art des Berufs entgehen, dem man in Frankreich seit langer Zeit den ausgezeichneten guten Ton verdankt,

*) Isidore Lebrun, Tableau statistique et politique des deux Canadas. Ein Band. Paris, 1833.

welcher in der ganzen Welt ein Gegenstand der Bewunderung geworden. Sie kümmern sich nämlich nicht darum, in der Gesellschaft zu herrschen, dieselbe zu regeln, ihre Gebräuche aufrecht zu erhalten, die jungen Leute, welche sich eine Verletzung derselben zu Schulden kommen lassen, vor ihr Tribunal zu ziehen und durch Handhabung des Richteramts das Eindringen eines schlechten Gesellschaftstones zu verhindern. Dem Umstande, daß die Englischen Frauen auf diese Weise eines ihrer kostbarsten Vorrechte vernachlässigen, muß man vornehmlich das ungenirte Sichgehenlassen zuschreiben, das man hier in den meisten Salons, in denen sich sonst alle Elemente einer guten Gesellschaft ersten Ranges beisammen finden, dennoch bemerkt. Sonst verdankt die Englische Literatur den Frauen eine reiche Anzahl von Werken, die ein unzweifelhaftes Verdienst haben, besonders in der Gattung des Romans. Da ihnen ihre gesellschaftlichen Verhältnisse so selten Gelegenheit geben, ihren Geist glänzen zu lassen, so sind sie dadurch gewissermaßen in die Nothwendigkeit versetzt, zu schreiben, und sie thun dies mit einer Anmuth, Feinheit und Beobachtungsgabe, die ihren Productionen einen sehr pitanten Charakter leiht. Außerdem giebt es hier auch noch einige Damen, die man, ich weiß nicht warum, Blaustrümpfe (blew stockings) nennt. Sie beschäftigen sich ausschließlich mit den Wissenschaften, sind eifersüchtig darauf, für schöne Geister zu gelten, und leiden dann auch an der Lächerlichkeit, welche von solchen Präntionen selten ausbleibt. — (Baron d'Haussez.)

— Victor Hugo in Italien. Was die Italiäner in der neuen, wie es scheint, fruchtbar werdenden Wendung, welche ihre heutige Tagespoesie besonders in Ober-Italien genommen, Romantizismus nennen, ist bekanntlich mehr ein Deutscher Ableger, als daß man irgend einen Anklang an die romantische Schule der Franzosen darin wahrnehmen möchte, welcher letzteren sonst jene vielbesprochene Bezeichnung fast ausschließlich in der neueren Literaturgeschichte beigelegt zu werden pflegt. Die Französischen Romantiker scheinen im Gegentheil noch immer keine sonderliche Anerkennung in Italien gewinnen zu können. Beweise davon sind die neuerdings dort laut gewordenen kritischen Stimmen über das Haupt der Französisch-romantischen Schule, den genialen Victor Hugo, der vor kurzem sogar in einem eigenen zu Mailand erschienenen Buche: „Di Vittore Hugo e del romanticismo in Francia. Giudicj ed esempi raccolti da C. Cantu“, ziemlich hart, obwohl eben nicht geistreich, angegriffen worden ist. Diese Schrift besteht eigentlich größtentheils aus einem Wiederabdruck mehrerer Artikel, die früher in der Mailändischen Zeitschrift, l'Indicatore, gestanden, und enthält außer dem eigentlichen kritischen Raisonnement besonders eine Sammlung verschiedener Dicht- und Stil-Proben aus den Werken Hugos. So wenig ungerecht der scharf ergebende Tadel dieses Kritikers auch im Einzelnen oft ist, so hat er denselben doch nie fein und einleuchtend zu motiviren verstanden. Er greift den Französischen Dichter vornehmlich als Kritiker an, spricht ihm wahre Energie, Begeisterung, Tiefe, Anmuth (finezza), Wahrheit und Gedankenreichtum ab, und meint, daß auch vielleicht die Natur seiner Sprache ihm nicht gestattet habe, den höheren Schwung anderer, z. B. Italiänischer, Dichter zu erreichen. Außerdem giebt er dem Signor Hugo Schuld: Monotonie im unaufhörlichen Wiederanschlagen eines und desselben Tones, Wiederholungen, Weitschweifigkeiten, häufige Dunkelheiten, unbestimmte Nomenclaturen (?), Mischmaß aller Art (guazza-bugli), Bizarrerie, Herbheit, Manier, übermäßige Verwegenheit in Worten und Redesignuren, Mangel an Rhythmus, eine gewisse Wuth nach glänzenden Gedanken, ein zu starkes Streben nach Verkörperung der poetischen Ideen, Durcheinandermischung von Scharfsinn und Dummheit, Schwallst und Trivialität, neugebackenen und veralteten Redensarten zugleich. Doch genug des Sündenregisters! Eine gute Bemerkung aber hat Signor Cantu zur Erklärung der inneren Herbheit in Victor Hugo's Poesien an einem anderen Orte gemacht, indem er sagt, wenn man dennoch in Hugo's Gedichten zuweilen mitten unter den schroffsten und düstersten Darstellungen gewisse sanfte und liebliche Pinselstriche ihm entgleiten sähe, so empfände man dies um so schmerzlicher, weil man sich dadurch überzeugen würde, daß des Dichters Seele ihn wohl zu süßen Regungen hinführe, sein System aber nur ihn immer zu den wilden und unnatürlichen fortreißt. Dies scheint in wenigen Worten in der That eine ziemlich erschöpfende Charakteristik des Französischen Romantikers.

— Australischer Kunstgeschmack. Das Neuholländische Parterre ist, wie uns die neueste Sydney-Gazette berichtet, wenn Hinrichtungen auf dem Theater vorkommen, keinesweges mit der bloßen Andeutung zufrieden. Der Horazischen Warnung zuwider, daß Medea ja nicht im Angesicht des Publikums ihre Kinder tödten dürfe, kommt der Strick mit der Schlinge auf's Theater und wird zu Nuß und Frommen der Zuschauer dem Delinquenten um den Hals gelegt. Wir dürfen jedoch auch nicht unerwähnt lassen, daß der Theater-Regensent von Sydney diesen barbarischen Geschmack des Publikums bitter tadelt.

— Tod des Zigeuner-Königs. Vor kurzem ist Lawrence Boswell, genannt der Zigeuner-König, in hohem Alter gestorben. Seine Gesundheit war schon lange baufällig gewesen, und während der letzten zwei oder drei Monate hatte er mit einem Theil seiner Familie in Dracottlane, zwischen Derby und Nottingham, kampirt. Viele Zigeuner-Stämme aus entlegenen Distrikten kamen herbei, ihm ein letztes Lebewohl zu sagen. Ein Sarg, von dem besten Norwegischen Eichenholz, empfing seine Ueberreste, die in der Pfarr-Kirche von Wilna beigelegt werden sollen. (Derby Reporter.)